

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 85.

Dienstag, 13. April.

1915.

(15. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Ärgerlich schritt er durch die Gassen ins Geschäft zurück. Im Laden schauzte er zwei Lehrlinge an, die untätig dastanden und sich lachend unterhielten.

Der alte Buchhalter sah eifrig beim Schreiben einiger Bestellbriefe an Hamburger Firmen.

„Hier, Tiedemann, wollen Sie unterschreiben?“

Während Henning ärgerlich die Briefe durchslog, sagte er langsam: „Von jetzt an können Sie mich Herr Tiedemann nennen, wie es sich gehört.“

Der Alte bekam einen roten Kopf, erwiderte aber nichts. Als Henning zufällig durch das Fensterchen der Kontortür blickte, sah er, daß Vetter Friedrich durch den Laden nach den Wohnzimmern ging.

„Dieser alte Kerl sollte sich man auch bald auf dem Kirchhof Wohnung nehmen“, brummte Henning; er wußte, daß der alte Schiffsbauer im geheimen etwas gegen ihn hatte.

Für jeden Außenstehenden mußte es den Anschein erwecken, als ginge das Geschäft auch ohne den Kaufmannsgeist der Wilmsen seinen alten Gang. Nur der alte Buchhalter wußte ja, daß jetzt mitunter unvorteilhaft eingekauft wurde, daß zu viel Kaffee bestellt wurde, weil bisher fremde Firmen ein „rasend billiges Engros-Angebot“ machten, und Henning trotz des Alten Warnung darauf reinfiel.

Über Henning kam allmählich eine große innere Unruhe. Grethensfraude hatte ihm ein ansehnliches Gehalt festgesetzt und er sparte, aber was half das alles.

Und immer eindringlicher glaubte er die Mahnung seiner Mutter zu hören: „Seirate sie!“

Henning Tiedemann hatte den Gedanken allzu lange und zu sehr verworfen, um sich jetzt schnell zu dem Entschluß durchringen zu können, um Grethensfraude zu werben.

Eines Tages aber hörte er, daß der Sohn des Krämers Bruns sich um Fräulein Wilmsens Gunst bewerbe. Das fehlte noch! Der setzte sich hier ins warme Nest, und er, Henning, hätte das Nachsehen.

Und nach einer schlaflosen Nacht begab er sich zu Grethensfraude. Er hatte sich stundenlang immer wieder vorgeredet: „Die kann ja froh sein, wenn ich sie überhaupt will. Ich, ich bin nicht der Bittende, sondern der Gebende!“

Als er jetzt aber vor dem jungen Mädchen stand, war er wieder so verlegen, daß sie ihre Frage nach seinem Verlangen zum zweiten, dritten Male wiederholen mußte.

Da endlich brachte er stammelnd seinen Antrag vor. Grethensfraude sah ihn mit grenzenlosem Erstaunen an. Sollte sie ihn in seiner hilflosen Verlegenheit bemitleiden oder sich über seine Kühnheit ärgern. Er konnte ihren klaren Blick nicht ertragen und starrte zu Boden.

Jetzt nahm Grethensfraude das Wort, ruhig und Miß sagte sie: „Deine Liebe zu mir ist ja sehr plötzlich

entbrannt, nicht wahr, Henning? Oder solltest du dich irren, sollte es nur Liebe zum — Geschäft sein, welche dich zu diesem Schritt trieb?“

Er zuckte zusammen. In dem entsetzten Ausdruck seines Gesichts erkannte sie, daß sie richtig gesehen. Ein Mitgiftjäger, dieser hilflose Mensch, der wie ein Häufchen Unglück vor ihr stand — ein Mitgiftjäger.

Grethensfraude mußte ein zorniges Auflachen unterdrücken.

„Geh nur, Henning, die Angelegenheit ist erledigt.“

Und wie ein geschlagener Hund schlich er hinaus.

Im Laufe des Nachmittags trat die Ramsell, welche seit Jahren im Hause diente, ins Kontor.

„Ich sollte von Fräulein bestellen, Fräulein siedelt nach dem Freihaus über, und Fräulein stellt dem Geschäftsführer die Zimmer hier zur Verfügung.“

Freihaus! Ja, ja, der Traum war endgültig ausgeträumt. „Aber — aber ich will —“. Henning war sich selbst noch nicht klar, was er wollte, aber ein bitterer Saß brannte in seinem Herzen.

„Es ist gut“, antwortete er kurz, und die Ramsell ging. Henning fühlte, daß der Alte ihn seltsam forschend ansah, er tat, als bemerkte er es nicht.

Henning Tiedemann wohnte jetzt in den molligen Zimmern der Wilmsen. Er richtete sich wie ein Herr ein, schritt würdig durch die Räume, nur hinten im Saal, wo die Portraits der Kaufherren hingen, weilte er nicht gern.

Aber gemütliche Stunden verbrachte er doch nicht in den behaglichen Räumen. Eine qualende Unrast war in ihm. Sollte er sich wirklich trennen von den Plänen seines Lebens? Gab es einen Weg, weiter, höher zu steigen? Und dann der Saß gegen Grethensfraude. „Gaha, wenn du bettelarm wärest und bei mir Obdach erbettelst müßtest! Wenn ich dann gar im Freihaus residierte!“

Dann aber kamen Augenblicke, in denen er zur nackten Wirklichkeit zurückgerissen wurde. Was hilft alles Sparen, was nützen die paar hundert Mark. Wenn es hoch kommt, werden es einige Tausende. Und dann? Und in einer Nacht, die er schlaflos und grübelnd verbrachte, faßte er den Plan, — den Plan.

„Seien Sie mal offen, Moritz Thode“, sagte eines Tages Vetter Friedrich, der auf der Straße dem heimkehrenden Buchhalter aufgelaunert hatte, „seien Sie offen: was halten Sie von Tiedemanns Geschäftsführung?“

Der Alte wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Thode, bedenken Sie, daß Sie das Interesse des Hauses Wilmsen und nicht das Tiedemanns wahrzunehmen haben. Denken Sie an meinen Onkel und an meinen Vetter, denken Sie an die Waise, welche gezwungen ist, sich auf fremde Leute zu verlassen. Ich habe nie etwas für Tiedemann übrig gehabt. Aber seitdem meine Nichte im Freihause wohnt, magt der Herr Geschäftsführer den Eindruck auf mich, als habe

er kein reines Gewissen. Seien Sie offen, Moriz Thode."

Der Alte suchte nach Worten und stammelte schließlich: "Es wird nicht immer günstig eingekauft."

Better Friedrich stieß erregt mit dem Spazierstock auf das Pflaster.

"Sonst nichts, Moriz Thode, sonst nichts?"

Der Alte senkte den Kopf und sagte leise: "Herr, man beschuldigt nicht gern einen Menschen."

"Aha, da haben wir's. Dachte mir's doch", und Better Friedrich blieb stehen, "Thode, wenn jetzt plötzlich von Tiedemann verlangt würde, Bücher und Kasse zu zeigen — Thode, glauben Sie, daß man etwas — fände?"

Da sah der Alte durch Tränen den anderen an und antwortete: "Ich glaube."

"Ich bin davon überzeugt", rief Better Friedrich, "Sie sind heute abend acht Uhr im Geschäft, ich werde mit einigen Herren hinkommen." —

Grethenfraude schlenderte durch den schattigen Park des Freihauses, blühte sich hier und da zum Rasen nieder, um ein Weilchen zu pflücken. Die Sonnenstrahlen spielten in ihrem goldigen Haar.

Die Eingangspforte knarrte, Better Friedrich trat in den Garten.

"Sieh da, Onkel", und elastisch eilte das junge Mädchen ihm entgegen. Als sie näherkam, sah sie, daß sein Gesicht sehr ernst war.

Während sie langsam die Steige auf und nieder schritten, berichtete er.

Grethenfraude war blaß geworden. Genning ein Betrüger, ein Dieb?

"Und was gedenkst du zu tun?"

"Wenn es dir recht ist, prüfen Kaufmann Timm und Hans Bunsen heute abend die Bücher."

Sie antwortete nicht.

Draußen lagen die Ställe — Jeder Tiedemann einftiges Reich. Wenn der erlebt hätte, daß sein Enkel — Sie seufzte schwer auf.

"Es ist entsetzlich, Onkel."

Better Friedrich zuckte die Achseln.

"Es ist deine Pflicht, Grethenfraude, das Erbe deiner Eltern vor solchen Räufern zu schützen."

Eine Weile schritten sie wieder schweigend dahin.

Dan sagte das junge Mädchen: "Gut, Onkel, ich bin einverstanden, aber eine Bedingung: was auch immer entdeckt wird, ihr verpflichtet euch, Tiedemanns Schande nicht in die Welt hinauszuschreiben. Er wird stillschweigend entlassen und mag sehen, wo er bleibt."

"Na, verdient hat er es nicht, aber meinetwegen —"

Als Better Friedrich sich verabschiedete, reichte seine Nichte ihm die Hand und sagte: "Ich bleibe wach, Onkel, schide mir sogleich Nachricht, wenn ihr eure Feststellungen gemacht habt."

"Gewiß, Kind, gewiß", und der behäbige alte Herr verließ langsam den Park.

Grethenfraude sah ihm grübelnd nach. Wenn sie doch nichts fänden! Sie fühlte für Genning ja nicht gerade freundschaftlich, denn seine Art hatte ihr schon längst nicht mehr gefallen, aber er war doch der Gespieler ihrer Kindheit, und sein Großvater hatte den Willens so treu gedient.

Unruhvolle Stunden des Wartens verlebte sie. In der Dämmerung des lauen Abends stand sie an der Parkpforte und blickte ununterbrochen nach der Straße hin. Am liebsten wäre sie selbst nach dem Geschäftshause geeilt, um Gewißheit zu holen.

Endlich löste sich Better Friedrichs breite Gestalt aus dem Halbdunkel.

Ohne Gut und Tadel lief sie ihm entgegen.

"Wie ist's, Onkel, wie ist's?" fragte sie hastig und erkannte doch sofort an Better Friedrichs Gesichtsausdruck, daß Peders Enkel ein Betrüger war.

"Einige Tausende Lübsch hatte das Herrchen doch schon der Firma entnommen und dem eigenen Spargut zufließen lassen. Ganz genau läßt sich das ja nicht fest-

stellen, aber man darf annehmen, daß die Firma ihr Geld wieder hat. Wenigstens lamentierte und weinte der Herr Geschäftsführer, mehr habe er nicht unterschlagen, und hat eben schon den ganzen Betrag zurückgegeben. Ich glaube in deinem Sinne zu handeln, wenn ich dem alten Thode die vorläufige Leitung des Geschäftes übertrug."

Grethenfraude nickte stumm.

(Fortsetzung folgt.)



Das deutsche Volk, militärisch geeinigt, ist die größte Macht der Welt und hat nichts zu fürchten. Bismarck.

In Nacht und Schnee an der Aisne.

Eine padende Schilderung von einem zurückgeschlagenen französischen Sturmangriff in Nacht und Schnee an der Aisne entwirft „ein Berichterstatter in der französischen Front“ in der Lei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“. Vor dem Ort Attichy gelangt er in die Schützengräben der Franzosen und wird dem Kommandanten des 181. französischen Infanterie-Regiments vorgestellt, das hier liegt. Die Franzosen schmacken in ihren Unterständen; es ist bitterkalt; Mond und Nebel weben geisterhafte Stimmungen durch die Dunkelheit. „Plötzlich, was ist das, wird die Ruhe noch unheimlicher? Was geht in der tiefen Schwärze vor sich, in der Schwärze, die mysteriös vor uns liegt? Ohren und Augen schärfen sich, und nichts vermögen sie zu erkennen. Ein kurzer Hauch streicht über unsere Köpfe, dann wieder Stille. Alles Sein konzentriert sich von neuem im Auge und im Ohr. Aber vergebens! Der Puls jagt wie eine anstürmende Truppe durch Nacht und Nebel. Plötzlich knarrt es im nahen Wäldchen wie das Aufschlagen eines Nachtvogels. Dann wieder Stille, Stille, die die Nerven tötet. Den Wald hat aber die Nacht und der Nebel noch im Arm, den Wald, der in Waffen starrt. . . Eine Wolke deutscher Flintenschüsse faucht über unsere Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pufft ihre blauen Bohnen ins Dunkel der Finsternis. Im Hallo erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen zu ihren Waffen. Welch Durcheinander! Soldaten tauchen ihre Bajonette in ein Gefäß vergifteten Pettes, wie es bei den Franzosen in Friedens- wie Kriegszeiten üblich ist, dann setzen sie noch einmal die Kognat- oder Brantweinflasche an den Mund, um sich Mut anzutrinken, denn ohne Rausch ist auch der tapferste Franzose ein Wacklappen. Die Salven tönen herüber und hinüber.“ Die tapferen Feldgrauen sind kaum 20 Meter entfernt; ihre Augen fauchen den Franzosen um die Ohren, die das Feuer fieberhaft erwidern. Plötzlich hört das Schießen auf deutscher Seite auf. „Ermüdet sinken die Mannschaften hin, die Knie trocken, die Hände an den heißen Flintenläusen verbrannt; die Finger zittern und die Augen tränen. Ein jammerntwerter Anblick! Wie Säue stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und leeren sie aus. Der Typhuskrankheit, die in den französischen Schützengräben so arg grassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet.“ Rasch müssen sie sich aufs neue bereit machen, denn man erwartet einen zweiten Ansturm der Deutschen vor Tagesgrauen.

„Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unseren Köpfen deutsche Augen zu pfeifen, und das Geknatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht lautlos mehr heran, sondern mit dem kräftigen Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!“ stürmen sie uns entgegen. Hell und fest klingt der Trompetenschall, der im Wald sein Echo wiederfindet. Ruhig und ernst erwarten die Franzosen den deutschen Ansturm. Ad und zu heben einige von ihnen den Kopf über die Erdbückung, um zu sehen, ob sie bald kommen, aber meist bezahlen sie das mit ihrem Leben. Plötzlich gibt es einen hellen Schein am nächtlichen Himmel, und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Das tut den Franzosen nicht gut, wenn ihre heimtückischen schwarzen Augen vom glanzvollen Strahl eines deutschen Scheinwerfers getroffen werden. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?“ Der französische Oberst meint, dem Feinde zuvorzukommen zu müssen und beschließt seinerseits den Angriff. „Der Major eilt noch einmal

durch die Reihen, erteilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Haß sich auf den Boden werfen. Nach jedem Geschosregen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, meine Kinder, und euren Mund halten bis zum Wald.“ Die Kranfenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einemmal steht das Regiment dem Sengenmann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu läßt die Phantasie keinen Raum mehr. „Nicht mehr feuern! Vorwärts mit dem Bajonett! Für Frankreich!“ ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, durch Schnaps betrunken (jeder französische Soldat erhält täglich 1 Liter Rotwein und ½ Liter Brantwein, Kognak oder Rum) der feldgrauen Menschenmauer entgegen. „Ihnen voran der schwächliche Oberst. Sie alle rennen das tolle Rennen des Sieges! Das gewohnte Summen der Kugeln über unseren Köpfen: die feldgrauen schießen zu hoch. Hier und da freieren einige Granaten, und dann setzt das rhythmische, aber schreckliche Ra-ta-ta-ta der Maschinengewehre ein. Die Franzosen liegen platt auf dem Bauch und versuchen, weiterkriechend, an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, mancher strauchelt, und mancher bleibt stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Kugeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtluft! Immer wieder fahren sie dahin und säen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkaltete Kameraden. Da plötzlich schweigt das Feuer. Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch!“ bricht es mit Hurra und Hoch aus dem dunklen Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend feldgraue. — „Hurra!“ — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!“ Nichts vermag den deutschen Ansturm zu brechen. Ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Mann gegen Mann ermorden sich unter Klüchen, Wehklagen und Röcheln. „Zurück! Zurück!“ brüllt fliehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrkolben prasseln wie Keulenschläge auf ihre Köpfe. In Wütsche vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Bläß vor Aufregung und Wut, ohnmächtig im Borne, jagt ein Häuflein Rothkopsen auf Attichy zu. Ein donnerndes „Hurra der Kaiser“ fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Wogen zu uns hinüber.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Nacht an den Dardanellen. „Ganz Konstantinopel hallt wider von dem schweren und gleichmäßigen Tritt der türkischen Soldaten“, so schreibt Carlo Scorfoglio in einem Konstantinopeler Briefe, den er in der „Stampa“ veröffentlicht. „Sicher, die Truppen, die ich vorüberziehen sehe, sind schöne Truppen. Der türkische Soldat, der lange Zeit hindurch als das Muster der Soldaten gegolten hatte, hat eine zu starke Herabsetzung in der öffentlichen Meinung nach den Katastrophen in den Balkankriegen erfahren, die zweifellos nicht dem Versagen des Menschenmaterials, sondern der schrecklichen Verwirrung zuzuschreiben waren, die überall herrschte. Der türkische Soldat bleibt trotz alledem besonders in dem jetzt vorherrschenden Element der asiatischen Truppen ein prächtiger Soldat von mittlerem und auch höherem Wuchs, breit gebaut, ein ausgezeichnete Marschierer, nüchtern und gehorsam, ein vorzügliches Werkzeug in der Hand eines guten Kommandanten. Die Verwandlung der wirren Haufen von in Lumpen gekleideten, die sich auf drei Fronten im Balkankriege gegen drei vollkommen ausgerüstete Heere zeigten, in dieses kleine, aber gut bewaffnete und gut gekleidete Heer fällt sehr auf. Die türkische Uniform ist wohlbekannt, sie ist zugleich praktisch und militärisch. Der Schritt des türkischen Soldaten ist kurz und schwer, zeigt aber ein militärisches schnelles Vorwärtsdrängen. Fügt man hinzu, daß der türkische Soldat im Schützengraben sich immer als tüchtig erwiesen hat, wenn er gut geführt wurde, so kann man annehmen, daß man zwischen Bulair und Gallipoli an den beiden Küsten, zu beiden Seiten der Dardanellen, interessante Dinge zu sehen bekommen wird. Die letzte Woche ist in schweigender Erwartung und fieberhaften Vorbereitungen vorübergegangen. Vom 20. Februar ab hören wir täglich durch die kurzen und seltenen offiziellen Mitteilungen das dumpfe Klopfen von Batterien am Tor, und wir vernahmen von fern her, wie ein Schlafloser in einer einsamen

Stadt, das Geräusch der Dietriche, die dieses Tor öffnen wollen. So etwa ist das Gefühl, mit dem die bürgerliche Bevölkerung von Konstantinopel die Meldungen von dem französisch-englischen Versuch, die Dardanellen zu zwingen, aufnimmt. Seit einigen Tagen erwecken die Vorsicht und die Langsamkeit der Operationen von seiten der Belagerer, die unvorhergesehene Abfahrt eines Teiles ihrer Flotte und die folgende Beschießung von Smyrna große Hoffnungen. Man atmet viel leichter, und schon verbreitet sich die Meinung, daß die Flotte der Verbündeten auf den Versuch verzichten könne. In den militärischen Kreisen glaubt natürlich niemand, daß die Verbündeten dies tun werden, ehe sie unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden haben, nachdem der erste Kanonenschuß das Gelingen zu einer Ehrensache für sie gemacht hat...“ Scorfoglio schildert nun die Schwierigkeiten, die der Kampf der Schiffe gegen die schweren Festungsgeschütze an der Meerenge finden muß, die in jedem Falle eine lange Dauer der Operationen erforderlich machen. „Aber wenn nun die mittleren Forts zum Schweigen gebracht würden, und gesetzt dem Fall, daß die Verbündeten sie erobern oder in die Luft sprengen könnten, da schließlich kein Unternehmen im Belagerungskrieg unmöglich ist, wäre damit die Aufgabe der verbündeten Flotte erfüllt? Ich weiß nicht, was man über die Operationen in Europa denkt, aber hier sieht man die militärische Lage so, daß es zweifellos für die Verbündeten sehr schwierig sein wird, sich wirklich der Dardanellen zu bemächtigen, ohne eine Landschlacht an ihren Küsten zu liefern. Die Hügel, die sich längs der Meerenge hinziehen, sind in der Tat von einer großen Zahl von Batterien mittlerer Kaliber, wie sie in den modernen Kriegen verwendet werden, besetzt, die die Stellungen verteidigen und nicht so wie die festen Befestigungen zerstört werden können. Die Einnahme der Forts würde daher nur die schnelle Durchfahrt von Kriegsschiffen sichern, und auch diese wäre nicht ohne Gefahr. Aber die tägliche Benutzung der Dardanellen als Transportweg nach und von Rußland würde so lange für Frachtdampfer nicht möglich sein, als türkische Streitkräfte an den Ufern der Meerenge stehen. Nach der Einnahme der Dardanellen stünden die Verbündeten vor dem Dilemma: entweder die Kapitulation der türkischen Regierung durchzusetzen oder die beiden Ufer der Dardanellen und die nicht weniger gefährlichen des Bosporus fest in Besitz zu nehmen. Die erste Möglichkeit ist für jetzt völlig ausgeschlossen. Auch abgesehen von dem Vertrauen auf den Widerstand der Befestigungen, ist die türkische Regierung zum Widerstand bis zum äußersten entschlossen. Ein Marsch auf Konstantinopel würde nur die Verlegung der Hauptstadt und die Verteidigung der Stadt zur Folge haben. Die Verbündeten würden nur den Besitz von Konstantinopel erreichen, aber dieser würde sie nicht der Notwendigkeit überheben, in das türkische Gebiet mit einem Heer von 200. bis 300.000 Mann einzudringen. Eine solche Operation würde zu den schwierigsten militärischen Aufgaben gehören; die Landung unter feindlichem Feuer gehört zu denen, die den Ruhm eines Generals begründen könnten. Für den Punkt der Landung haben die Verbündeten keine große Wahl; sie müssen das türkische Gebiet entweder in der Gegend der Dardanellen oder an einem strategischen Punkt betreten, der dem Küstenheer die Basis abschneidet. Gegen diese zweite Phase des feindlichen Angriffes aber kann der türkische Generalstab seine Vorsichtsmaßnahmen treffen und eine Verteidigung vorbereiten. So sieht man gegenwärtig die militärische Lage hier an...“

Eine Hindenburg-Eiche auf französischem Boden. Man schreibt der „Allnischen Volkszeitung“ vom westlichen Kriegsschauplatz: In der Woëvre-Ebene dicht hinter der Front am Fuße der herrlichen Cotes-Vorraines ist eine Kranzentransport-Abteilung, welche Oberstabsarzt Dr. Baur, ärztlicher Leiter der Kuranstalt Sennef, befehligt. Es ist ein reizendes Lazarett-dörfchen, von Gärten umgeben. Am 8. März wurde dort eine Hindenburg-Eiche gepflanzt, welche folgende Inschrift trägt:

Des Ostens kühnem, herrlichem Strategen.
Dem Marschall Hindenburg bin ich geweiht.
Stolz strebe mein Geist dem Licht entgegen
Als Sinnbild deutscher Kraft in großer Zeit.

Daß ich den hehren Namen würdig trage,
Den deutsche Helden heut' mir zugebracht,
Von Hindenburg den fernsten Zeiten sage,
Wie er besiegte der Moskowiter Macht.

Mag Jahr um Jahr ich meine Blätter tauschen
Und Tage schauen wieder erst und bang,
Noch soll dereinst in meinen Wipfeln rauschen
Des großen Marschalls Preis und Siegesrang.
Carl Egler (Schw.-Gemünd).

* Monatskalender.

Hiergarten: Umpflanzen und Düngen der Blumen-
ebatten. — Bepflanzen der Beete mit Frühlingsblumen
 aller Art. — Nachsäen und Balgen des Rasens. — Aus-
 räumen der Kübelpflanzen aus dem Keller. — Aussäen von
 Sommerblumen. — **Obstgarten:** Schutz der Baumbäume
 gegen Spätfrost. — Umpfropfen älterer Bäume. — **Gemüse-**
garten: Pflanzen von Frühgemüse, wie Salat, Kohlrabi
 usw., ins Freie. — Aussäen von Radies, Erbsen, Karotten
 und Spätgemüse. — Ende des Monats Regen von Kartoffeln
 und Bohnen an geschützten Lagen.

* Die Behandlung der Saatbeete.

Als Saatbeete eignen sich nur Ländereien mit leichtem,
 humosem, in bester Kultur befindlichem Boden. Fehlen diese
 Eigenschaften, so müssen entsprechende Verbesserungen vorge-
 nommen werden. Schwerer Boden verlangt besonders ein
 Umpflügen im Herbst, damit der Frost die festen Schollen zer-
 kleinert und krümelig macht. Man vermische ihn ferner mit
 Sand oder feiner Asche, die man in genügender Menge auf-
 streut, einhakt oder untergräbt. Altes Kulturland, das Jahre
 und Jahrzehnte durch Stallung und richtige Bearbeitung
 verbessert wurde, besitzt fast durchweg die für Saatbeete er-
 forderlichen Eigenschaften. Die dunkelbraune bis schwarze
 Farbe macht solche Böden leicht kenntlich.

Zum Säen benutzt man trockene, windstille Tage. Man
 sät breitwürfig oder in Reihen (Rillen). Letzteres ist beson-
 ders da empfehlenswert, wo die Pflanzen länger auf den
 Beeten stehen, wie bei Erbsen, Spinat, Schwarzwurzel, da
 die Lockerung und Reinhaltung wesentlich erleichtert wird.
 Das Ausstreuen des Samens ist nicht ganz einfach und er-
 fordert eine gewisse Übung, um zu erreichen, daß der Samen
 gleichmäßig dicht fällt. Der feine Samen darf nicht zu dicht
 abgedeckt werden, die Abdeckung betrage nur das 1- bis 2fache
 des Samendurchmessers. Hierzu eignet sich deshalb nur sehr
 feine, zarte Erde, am besten ist Komposterde mit Torfmoos
 vermischt. Der Torf hat die Eigenschaft, den Boden zu lockern
 und ihn feucht zu halten. Die Komposterde muß gesiebt und
 unkrautfrei sein. Letzteres ist oft nicht der Fall. Man setze
 deshalb die Komposthaufen öfters um und entferne jedes sich
 dann entwickelnde Unkraut sofort. Die Verwendung von
 Torf und Komposterde zum Abdecken des Samens verhindert
 die Bildung einer harten Kruste, deren Durchdringung den
 jungen Keimen oft unmöglich wird, was zur Folge hat, daß
 dieselben versuchen, festlich herauszukommen, wodurch
 Krümme, die Sackbewegung hindernde Stengel entstehen.
 Nach dem Abdecken wird der Boden mit einem glatten Brett
 festgedrückt. In den ersten Tagen und Wochen nach der Aus-
 saat bedürfen die Sämereien besonders gleichmäßiger Feucht-
 haltung. Das Saatbeet ist dann an heißen Tagen 2- bis
 3mal und noch öfter leicht zu überbrausen. Zum Schutz
 gegen sehr starken Sonnenschein ist eine leichte Beschattung
 der Beete gut, doch muß dieselbe entfernt werden, sobald sich
 der erste Keim zeigt, sonst werden die Sämlinge zu lang
 Weht der Samen stellenweise zu dicht auf, so müssen die
 Pflänzlinge verzogen werden, d. h. die zu dicht stehenden wer-
 den möglichst bald herausgenommen, und wenn sonst ver-
 wendbar, auf andere Beete pfliert. Dieses Pikieren wird sich
 übrigens für fast alle die Gemüsearten empfehlen, die nicht
 während der ganzen Dauer ihrer Wachstumsperiode auf dem
 Saatbeet bleiben. Pikierte Pflanzen wachsen leichter weiter
 und sind infolge ihres weiteren Standortes kräftiger ent-
 wickelt als die Pflänzlinge des Saatbeetes.

Große Erleichterung für Aussaaten im zeitigen Frühjahr
 gewähren richtige Mistbeete mit Fensterabdeckung. Wir ver-
 mögen in solchen Beeten die Sämlinge nicht nur bedeutend
 früher heranzuziehen, sondern erreichen auch infolge der ab-
 geschlossenen Luft und gleichmäßigeren Wärme ein rascheres
 und sicheres Aufgehen des Samens. Für Gartenbesitzer, die
 an Sämlingen aller Art größeren Bedarf haben, wird be-
 sonders das Mistbeet eine große Erleichterung bedeuten. H.

* Die Buschbohne.

Eine der wichtigsten Gemüsearten für den Hausgarten
 ist die Buschbohne. Sie liefert zwar nicht die hohen Erträge
 der Stangenbohne, doch erntet man ihre Früchte früher und
 kann außerdem die Beete nach der Aberntung nochmals mit
 anderem Gemüse bepflanzen. Die Buschbohne ist eine Kultur-
 form, die aus der viel älteren Stangenbohne hervorgegangen
 ist. Sie gedeiht wie fast alle Hülsenfrüchte noch auf Boden
 zweiter und selbst dritter Tracht, das ist Boden, der ein bzw.
 zwei Jahre vorher frisch gedüngt worden ist. Infolge ihrer
 starken Frostempfindlichkeit können die Bohnen erst Anfang
 Mitte Mai ins Freie gelegt werden. Will man sich jedoch
 einen guten Vorsprung verschaffen, so lege man Mitte April
 je 5 Bohnen in 10 Zentimeter weite mit Komposterde ge-
 füllte Töpfe und stelle dieselben an das Fenster einer son-
 nigen Kammer, wo die Samen bald aufgehen. Tagsüber sind
 die jungen Pflänzchen durch reichliches Lüften abzuwärmen.
 Mitte Mai werden sie dann, nachdem die Gefahr der drei
 Eisheiligen nicht mehr droht, mit Topfballen ins Freie ge-
 pflanzt. Auf ein Beet pflanzt man 2 bis 3 Reihen. In den
 Reihen gibt man den einzelnen Topfballen einen Abstand von
 35 bis 45 Zentimeter. Legt man die Bohnen unmittelbar an
 Ort und Stelle, so verfähre man ebenso oder man legt noch
 besser die einzelnen Bohnen in Rillen, etwa alle 10 Zenti-
 meter eine Bohne. Ist der Boden etwas schwer und schollig,
 so verwende man zum Abdecken Komposterde. Man halte die
 Saatstellen gut feucht und sorge nach dem Aufgehen für gute
 Lockerung und mit fortgeschrittener Entwicklung für das An-
 häufeln der Pflanzen. Von den zahlreichen Sorten seien
 folgende besonders empfohlen: Grünshälige: Kaiser Wil-
 helm, Hinrichs Riesen, Zuder Perl-Perfektion! Gelbschälige:
 Wachs-Idéal, Wachs-Zuder-Perl. H.

* Der Schnitt- oder Butterkohl.

Diese Kohlsart, eine Verwandte des Grünkohls, wird in
 Deutschland verhältnismäßig wenig angebaut. Er verdient
 aber besonders in der Kriegszeit größere Verbreitung, da er
 sich rasch entwickelt und frühe Erträge liefert. Wie alle Kohl-
 arten liebt derselbe einen kräftigen gut gedüngten Boden,
 doch liefert er auch noch in Boden zweiter Tracht bei Nach-
 hilfe mit flüssigem Dünger befriedigende Erträge. Von den
 verschiedenen gangbaren Sorten nenne ich nur den braunen,
 gelben und grünen Schnittkohl, wovon der gelbe der bestbe-
 teste ist. Ein großer Unterschied besteht aber zwischen diesen
 Sorten nicht, sie bilden keinen Strunk, sondern treiben dicht
 über dem Boden zahlreiche Blätter, die man nach genügender
 Entwicklung abschneidet.

Die Kultur ist einfach. Man sät den Samen, sobald der
 Boden genügend abgetrocknet ist, Ende März, Anfang April
 ins Freie in Reihen mit 20 Zentimeter Abstand nicht zu dicht
 aus. Der Butterkohl eignet sich infolge seiner raschen Ent-
 wicklung ferner sehr zur Nachkultur auf abgeernteten Beeten
 von Salat, Frühkohlrabi, Buschbohnen u. dgl. Auf sonnigen
 Beeten Anfang August ausgesät, kann er noch vor Eintritt
 des Frostes geerntet werden. H.

* * *

* Kein Kainit als Kartoffelbülger. Die Kartoffel ist
 im allgemeinen für Kali sehr dankbar, und manche Kartoffel-
 anlage hat nur deshalb versagt, weil dem reich mit Stickstoff
 gedüngten Boden das Kali fehlte. Häufig wird nun, selbst
 von sonst ganz tüchtigen Landwirten, der Fehler begangen,
 daß Kali in Form von Kainit dem Kartoffelader zugeführt
 wird. Kainit enthält aber neben Kali noch Chlorverbin-
 dungen, die die Bildung von Stärkemehl in der Kartoffel ver-
 hindern. Eine Kalibüngung geschieht am besten durch 40-
 prozentiges Kalisalz, das frei von Nebenbestandteilen ist, die
 der Kartoffel schädlich sein könnten. Zur Gemüsbüngung ist
 dagegen Kainit sehr gut zu gebrauchen, nur muß er sehr
 frühe in den Boden gebracht werden. S.

Der Nachdruck des mit einem * versehenen Original-Artikels ist nicht gestattet.